Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 15 (1925)

Heft: 15

Artikel: Du sollst glücklich machen

Autor: Risshaupt, Jenny

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-639096

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

der Gestalt, mit der sich der Alte in Gedanken eben beschäftigt hatte, sehr ähnlich sah, so stutzte er. Auch das Mädchen stutzte, weil sie etwas Auffallendes im Wesen des Eintretenden bemerken mochte, und sagte in fragendem Ton: „Vater?" Er aber, sich schnell besinnend, reichte ihr die zerknickten und welken Veilchen. „Ich habe dir etwas mitgebracht: Veilchen! Sind die nicht schön?!"

Du sollst glücklich machen.

Kurzes Erzählstück von Jenny Ritzhaupt.

Es war einmal ein sehr, sehr reicher, junger Mann, der wollte gern heiraten. Und gerade weil er so reich war, war es für ihn furchtbar schwer, die richtige Wahl zu treffen, denn die jungen Mädchen und jungen Witwen, ja, auch die alten Mädchen und alten Frauen stellten ihm nach, wo sie konnten und er wußte mit Bestimmtheit, daß sie eigentlich nicht ihn, sondern sein Geld heiraten wollten, wodurch sie alle Bequemlichkeiten erhielten, die es gibt, um das Leben schön und angenehm zu gestalten. Er aber wollte gern aus Liebe geheiratet werden. Er war aber weder schön noch liebenswürdig noch besonders klug, eigentlich ein rechter Durchschnittsmann, wie sie zu Hunderten in der Welt herumlaufen. Nur daß er aus Liebe geheiratet sein wollte, unterschied ihn doch schon merklich von dem übrigen Durchschnitt.

Da kam er auf einen Gedanken, dem er innerlich zujubelte. Er wollte sich verkleiden und als einfacher Mann die Welt durchwandern, da würde er gewiß das Mädchen finden, das ihn glücklich machen konnte.

Also ging er eines Tages los. Er ließ sein herrliches Haus in der treuen Obhut eines Dieners und fuhr weit, weit ins Land hinein, immer abwechselnd mit der Eisenbahn und dem Schiff.

So kam er endlich in ganz fremde und unbekannte Gegenden, wo ihn niemand mehr kannte. Nun schritt er rüstig vorwärts und mit der Zeit hielt er sich in den Städten auf und studierte die Mädchen, ob sie wohl nach seinem Geschmacke wären.

Da traf er einmal auf einem Tanzfest in einer kleinen Stadt ein sehr schönes Mädchen, das ihm über alle Maßen gut gefiel. Er tanzte sehr viel mit ihr, und endlich entschloß er sich, vorsichtig bei ihr anzufragen, wie wohl der Mann beschaffen sein müsse, dem sie ihre Hand zum Ehebund reichen würde.

„Vor allen Dingen", sagte sie wichtig, „darf er nicht arm sein, er muß viel, viel Geld besitzen, denn wenn ich mich verheirate, will ich es gut haben, besser als jetzt. Mein Mann soll mich glücklich machen können, und meine Ansprüche an das Leben sind ziemlich groß, ich bin von Haus aus verwöhnt und sehe die Ehe ein wenig als Versorgung an.

„Da komme ich also gar nicht in Betracht?" seufzte der junge Mann scheinbar sehr traurig. Da fiel sie ihm um den Hals und küßte ihn mitten auf den Mund „zur Ehe nicht" sagte sie, „aber Ihr seid ein lieber Kerl und ich mag Euch leiden. Geht und sucht Euch ein nettes Weibchen, Euch kann's nicht fehlen."

Der junge Mann verließ kurze Zeit darauf die Stadt, um in einer anderen sein Glück zu versuchen. Aber wo er auch hinkam, lernte er Mädchen kennen, die durch die Ehe glücklich gemacht werden wollten. Sie warteten auf die Ehe förmlich wie auf ihre eigene Glückserfüllung. Der Mann sollte ihnen alles geben, was sie bis jetzt hatten entbehren müssen, Liebe, Glück, Glanz, Reichtum, schöne Kleider usw.

„Und was wollt Ihr selbst geben?" hatte er einmal leise gefragt, als sie gar zu übermütig im Aufzählen aller Güter geworden waren, die ihnen die Ehe geben sollte.

„Wir?" Sie hatte verlegen gekichert. „Wir sind doch dazu da, daß man uns glücklich macht", sagten sie fast verlegen und liefen davon.

„Das ist eben der Frauen verkehrte Auffassung von der Ehe", dachte der junge Mann für sich, „das möchte ich ihnen wohl einmal klar machen. Ich glaube gar nicht, daß ich die richtige Frau für mich finde."

Während er noch so in Gedanken dahinschritt, sah er auf einer Wiese ein junges Mädchen stehen, das Blumen zu einem Strauß band. Sie sang dazu mit lieber fröhlicher Stimme, und als er hinzu trat, bot sie ihm einen fröhlichen guten Tag. In ihren blauen Augen schien sich die Sonne gefangen zu haben.

„Ihr seid ja so fröhlich", redete er sie an und sie gab ihm die Hand und ging mit ihm weiter durch die blumige Wiese. —

„Ja", sagte sie, „ich bin fröhlich, das macht der blaue Himmel, der Vogelsang und der Blumenduft. Das macht mich immer fröhlich, weiter brauche ich nichts. Aber", fügte sie nach einer Weile hinzu, „das ist eigentlich nicht wahr, ich bin nicht immer fröhlich und brauche wohl noch etwas."

„Und das wäre?" fragte der junge Mann gespannt.

„Einen Menschen, den ich so recht von Herzen glücklich machen könnte", sagte sie leise und sah mit leuchtenden Blicken zu ihm auf, „ich fühle mich ja so reich in mir und möchte abgeben von meinem Reichtum."

„So möchtet Ihr einen Mann haben?" fragte er leise und vorsichtig und sie wurde dunkelrot bei dieser Frage.

„So war es vielleicht nicht ganz gemeint", sagte sie leise, „ich dachte jetzt nur so im allgemeinen an die Menschen. Aber wenn Ihr schon davon sprecht, ja, ich möchte auch gerne einen Mann haben, einen Mann, dem ich alles geben könnte, was ich hätte, einen Mann, für den ich aufgehen könnte in Liebe, einen Mann, den ich glücklich machen könnte."

„So fragt Ihr gar nicht nach selbst Glücklichsein?" meinte er leise, während sein Herz schnell zu schlagen begann. „Müßte denn dieser Mann nicht reich sein und Euch viel, viel Glück zu Füßen legen können? Müßte er nicht Tag und Nacht darauf bedacht sein, Euch glücklich zu machen?"

„O, der arme Mann", lachte sie klingend auf, „nein, das soll er wahrlich nicht! Er muß ja schon arbeiten und Geld verdienen, für des Lebens Unterhalt! Nein, er braucht nicht reich zu sein, ich will gerne mit ihm arbeiten und ihm dienen in Liebe. Wißt Ihr nicht, daß solches Dienen höchstes Glück des Weibes ist? Dann wird sie ja durch dies Glücklichmachen unendlich glücklich sein."

„Es denken leider nicht mehr viele wie Ihr", sagte er sinnend, „ich habe jetzt viele Mädchen kennen gelernt, die alle durch die Ehe ihr Glück finden wollten. Sie wollten aber alle nur Glück finden, Vorteile einheimsen, an das Glücklichmachen hat keine von ihnen gedacht. Du bist die erste, die mir solches sagt."

Er blieb stehen und betrachtete sie voll Wärme. Dann streckte er ihr beide Hände hin.

„Du bist die Rechte", sagte er voll Jubel in der Stimme, du bist die, die ich schon monatelang suche! Könntest du dich entschließen, einen armen, einfachen Menschen glücklich zu machen, der das Glück ersehnt? Auch wenn er dir nicht viel zu bieten hätte, außer einem Herzen voll Liebe?"

„Ja", sagte sie einfach, „das könnte ich, „denn ich wünsche weiter nichts, als in der Ehe glücklich zu machen. Dann gibt mir ja die Ehe das höchste Glück, das einer Frau überhaupt zuteil werden kann."

Da nahm er sie in die Arme und küßte sie behutsam auf den Mund.

„Du wirst Augen machen, wenn sich der arme einfache Wanderer als der reichste Mann entpuppt, den man weit und breit kennt", dachte er für sich, „aber du hast es verdient!" Und heimlich freute er sich schon jetzt auf den Augenblick, wo sie es erfahren würde. Das würde ein Fest für ihn werden.

„Wenn doch die Frauen Zweck und Ziel ihres Lebens besser erkennen würden", sagte er sinnend, als er mit ihr Hand in Hand durch Blumen und Gras dem Städtchen zuschritt, wo sie mit ihren Eltern wohnte, „daß nicht glücklich zu sein, sondern glücklich zu machen der Ehe Sinn ist. Wie viel mehr glückliche Ehen würde es geben."

„Die Männer müssen dies aber auch erkennen", sagte sie neckisch und dann schwiegen sie beide, in ihr neues Glück versunken.

Ostern in Jerusalem.
Partie im Garten Gethsemane. Unter der uralten Olive in der Mitte will Christus geruht haben.

Politische Wochenschau.

Man ist versucht, diesmal die Wochenschau mit einer Zusammenstellung von Katastrophen und Unglücksfällen einzuleiten. Ein Zusammenhang mit der Politik läßt sich ja immer finden. Da meldet die Zeitung, allerdings weiter zurückliegend (28. März), daß ein furchtbarer Zyklon in Argentinien mehrere Städte zerstört habe; dies kurz nachdem die ersten Photographien von den Zyklonzerstörungen in Kansas in Europa angekommen sind. Wir kennen in Europa diese gewaltigen Naturkatastrophen nicht, wenigstens nicht in diesem Ausmaß. In der neuen Welt gehören sie zum Alltäglichen, wie in Japan die Erdbeben. Die Menschen rechnen dort mit ihnen. Es liegt in dieser Tatsache auch ein Grund für die ganz andere Einstellung der Amerikaner zum Leben und zum Zusammenleben, zur Politik, als wie sie in Europa gebräuchlich. Angesichts der gewaltigen Sprache der Natur sinkt dort drüben das Einzelschicksal zur Bedeutungslosigkeit zusammen; was wir hier zur öffentlichen Sache, zur Skandalgeschichte vielleicht aufbauschen, wird dort kaum beachtet. Dieses dem Amerikaner von der Natur aufgezwungenen Zuges ins Große, auch in der Politik, darf man sich bei dieser Gelegenheit wieder bewußt werden.

Ein anderes: die Grubenunglücke der vergangenen Woche. Am 25. März riß auf der kleinen Zeche Remaux des Kohlenbergwerkes von Saar und Mosel (Gemeinde Merlenbach, Lothringen) das Kabel eines mit 70—80 Bergleuten beladenen Förderkorbes; der in eine Tiefe von 404 Meter stürzte und zerschellte. 50 Bergleute tot, die übrigen schwer verletzt. Was nützt es den Toten und Krüppeln, wenn der deutsche Reichspräsident dem französischen Präsidenten kondoliert und dieser für die Aufmerksamkeit höflichst dankt? Was nützt ihnen der Sympathiestreik von 6000 Kollegen der benachbarten Gruben? — Einige Tage später meldet die Zeitung aus England ein Grubenunglück. In der Mantagu-Mine bei Newcastle geschah ein Wassereinbruch und 38 Mann der Besatzung wurden rettungslos eingeschlossen. Tagelang arbeiten die Rettungsmannschaften mit übermenschlichen Anstrengungen. Sie bauten eine Riesenpumpe, um die Grube zu entwässern. Umsonst, das Wasser stieg und füllte zuletzt die ganze Grube. Die Eingeschlossenen werden samt und sonders elendiglich ertrunken oder erstickt sein. Was nützt es ihnen und den künftigen Opfern der Gruben, wenn Labour wegen den 5574 schweren Unfällen, die während der letzten 5 Jahren in den britischen Gruben vorkamen, interpelliert und wenn die Regierung versichert, daß die Zahl der Opfer in den britischen Gruben die niedrigste sei der Welt? Auch der beste Wille zur Sicherung der Arbeitsstätten wird an der Grenze der Rentabilität Halt machen müssen. Wenn Labour das Leben und die Gesundheit der Grubenarbeiter auch über diese Grenze hinaus schützen will, dann werden sich ihm neue große politische Perspektiven eröffnen. — Ob auch das neue große Unglück, das Deutschland kürzlich betroffen hat, ein politisches Nachspiel nach sich ziehen wird, wird die Untersuchung über die Verantwortlichkeit ergeben. Nach den bis heute vorliegenden Meldungen wurde das Unglück eher durch eine Verkettung unglücklicher Umstände herbeigeführt. Anläßlich einer militärischen Uebung der Reichswehr wollte eine Abteilung Soldaten zwischen Veltheim und Hausberge die obere Weser überschreiten. Sie baute zu diesem Zwecke eine aus mehreren Pontons bestehende Fähre. Bei der Ueberfahrt faßte eines der Ponton Wasser. Die Mannschaft drängte ans andere Ende, wodurch die Fähre zum Sinken kam; dabei wurden einige Soldaten über Bord geworfen und ertranken, da sie in voller Rüstung waren. Ein vom Land aus zu Hilfe gesandtes Ponton versank unter der Ueberlastung ebenfalls; 80 Soldaten werden vermißt; sie haben jedenfalls den Tod durch Ertrinken erlitten. Die Wolff-Meldung über den Hergang ist unklar; man muß mit dem Kommentar zuwarten bis eine genauere Darstellung vorliegt.

Um die Reihe der Unglücksmeldungen zu vervollständigen, seien noch erwähnt die Einsturzkatastrophe bei Böhlen, bei der 14 Arbeiter unter einer Schornsteinmauer begraben wurden, und der Deckeneinsturz in einer Schule in Lanjar (Spanien), wobei acht Knaben erschlagen und vier schwer verletzt wurden.

Doch gehen wir nun zur Politik über. Ihre Wellen gehen zur Stunde in Paris besonders hoch und drohen Herriots Ministerboot in den Strudel zu reißen. Sein Geschick wird möglicherweise schon besiegelt sein, wenn unsere Leser diese Zeilen zu Gesicht bekommen werden. Schon nennt man in den Wandelgängen des Palais Luxemburg den neugewählten Senator Millerand als Herriots Nachfolger. Vorbote des Sturmes waren die Pariser Studentenunruhen der vorhergehenden Woche. Die Studenten der Rechtsfakultät an der Sorbonne hatten gegen einen Professor aus politischen Gründen demonstriert. Der Dekan der Fakultät bezeugte ihnen offen seine Sympathie, statt daß er die nötigen Vorkehren traf, um den bedrohten Kollegen zu schützen. Er wurde deshalb von der Regierung seiner Funktionen enthoben. Nun erst recht Radau und Streik der Studenten, die in der Mehrzahl wohl den politischen Untergrund nicht erkannten und für die akademische Freiheit einzustehen glaubten. Die Bewegung griff auch auf die Hochschulen in Nancy und Straßburg über. Die